

---

---

## KONFERENZBERICHTE

### **Von denen, die auszogen, die (japanwissenschaftliche) Welt zu verändern ...**

#### **Sozialwissenschaftliche Japanforschung 1988-1998. Entwicklung und Perspektiven.**

#### **Jahrestagung 1998 zum 10jährigen Bestehen der Vereinigung für sozialwissenschaftliche Japanforschung, 26.-29. November, Berlin**

Ingrid GETREUER-KARGL (Universität Wien)

”... Berlin ist, wie immer, eine Reise wert gewesen”, beendete mein Kollege Wolfram Manzenreiter seinen Bericht von der zehnten Jahrestagung der Vereinigung für sozialwissenschaftliche Japanforschung im letzten *Minikomi*. Nun, der Veranstaltungsort, das Japanisch-Deutsche Zentrum Berlin, liegt weitab vom Zentrum und bietet sich für Sightseeing zwischendurch nicht an. Das Programm wiederum ließ eifrigen KonferenzteilnehmerInnen wenig Muße zu Unternehmungen am Rande der

Tagung. Dem Zentrum ist für seine Gastfreundschaft, die mit Beginn der Haupttagung spürbar wärmer wurde, zu danken. Ein wenig getrübt wurde die Bewunderung für die beeindruckenden Räumlichkeiten des Zentrums durch die schlecht eingestellte Klimaanlage, die einigen Teilnehmerinnen eine Verkühlung und mir karnickelrote Augen bescherte. Dieser Einwand ist aber wohl ebenso kleinlich wie meine zaghafte Kritik am Catering-Service: Der Unwille, Leitungswasser auszuschenken, gepaart mit ei-

gentlich unverschämten Preisen für stilles Mineralwasser (3,50 DM für ein 0,2 l Gläschen; perlendes gab's um denselben Preis in der 0,33 l Flasche), wird mir eine Lehre sein, in Hinkunft nur mehr mit Thermoskanne zu Tagungen nach Berlin zu fahren.

Ich gebe es freimütig zu: Inmitten all der Pracht und der Ansprachen von Honoratioren habe ich mit leiser Wehmut an die Gründungstagung der Vereinigung in Loccum gedacht, mitten in Feldern, wo man zur Unterhaltung ganz aufeinander angewiesen war, abends um das Kaminfeuer saß und nicht endenwollende Diskussionen über die Zukunft der sozialwissenschaftlichen Japanforschung führte. Die räumliche Nähe hat, glaube ich, viel dazu beigetragen, sich kennenzulernen und auch menschlich näher zu kommen. Die Berliner Tagung heuer war professionell organisiert und bot wenig Platz zum Herumschnuppern. Sie war, nebenbei bemerkt, von der Tagungsgebühr und den Kosten für die Unterkunft her betrachtet, auch die teuerste Tagung für die TeilnehmerInnen - vermutlich mit ein Grund dafür, daß wenigstens aus Wien keine Studierenden anreisten. Kann man die Art Tagung als Symptom für den Allgemeinzustand der Vereinigung ansehen? Vielleicht. Die Diskussion jedenfalls hat sich kanalisiert: in Podiumsdiskussionen, in die Workshops und Fachgruppen, in organisierte Plenardiskussionen. Kein Zweifel, wir sind arriert. Wir sind den Kinderschuhen entwachsen und treten selbstbewußt auf: den "klassischen" KollegInnen vom Fach gegenüber, den KollegInnen in den allgemeinen Sozialwissenschaften gegenüber und auch der Gesellschaft allgemein gegenüber. Nun, mit den FachkollegInnen haben wir uns längst arrangiert, nämlich Berührungängste und Grabenkämpfe ad acta gelegt und uns statt dessen zu fruchtbarer Zusammenarbeit (sofern nicht ohnedies die Grenzen bereits aufgelöst sind) zusammengefunden. Bei den anderen "Gegenübern" sieht es nicht ganz so rosig aus. Wir sind uns zwar unseres Wertes für die Sozialwissenschaften wie auch für die Gesellschaft bewußt, doch das beruht leider nicht auf Gegenseitigkeit. Polemisch ausgedrückt: Wir werden bestenfalls gerade schon ignoriert. Genau das war auch der Schwerpunkt der Diskussionen und der Beiträge.

Die beiden Einführungsvorträge von Sepp Linhart und Ilse Lenz standen unter dem Motto

"'Was wir wollten - was wir wurden' - Zehn Jahre sozialwissenschaftliche Japanforschung"; der zweite Tag begann mit einem Referat "Zur Lage der sozialwissenschaftlichen Japanforschung in Deutschland" von Gesine Foljanty-Jost, an das Statements aus der Sicht von Beiratsinstitutionen anschlossen. Die Analysen und die Debatte sprachen drei zentrale Themen an: (1) Standortbestimmung zehn Jahre nach der Gründung; (2) Interdisziplinärer Austausch mit den Sozialwissenschaften; (3) Präsenz in der Öffentlichkeit.

(1) Einhellig positiv wurde festgestellt, daß es der sozialwissenschaftlichen Japanforschung gelungen sei, aus ihrer Marginalität innerhalb der Japanologie zu treten und ein beachtliches Kooperationsnetzwerk entstehen zu lassen (Zusammenfassung der Einführungsvorträge und der Diskussion durch Ulrich Teichler). Linhart hob lobend die Organisation des Geschlechter-Workshops und die Offenheit der Vereinigung für jüngere Mitglieder, besonders auch im Vorstand, hervor und meinte, die Existenz der VSJF habe positive Auswirkungen auf die Forschungsförderung gezeitigt. Auch Foljanty-Jost zog das Fazit, daß eine institutionelle Absicherung gegeben sei und es in keinem anderen Land so gute personelle und institutionelle Ressourcen gäbe. Die Entthematisierung und Zurückdrängung des "Modells Japan" in der Politik und der außerjapanologischen Forschung habe zudem die inhaltliche Palette an Arbeiten erweitert. Für eine Vereinigung, die als Minderheitenvertretung gegründet wurde, ist dieses Fazit nach einer Dekade erstaunlich, auch wenn man sich nicht den ganzen Erfolg auf die eigenen Fahnen schreiben darf. Zweifellos schwamm, so meine ich, die sozialwissenschaftliche Japanforschung mit dem Strom der Zeit, der der deutschen Japanologie nicht nur neue Ordinariate und Planstellen, sondern auch einen qualifizierten Nachwuchs bescherte. Das Interesse der meisten Studierenden und jungen AbsolventInnen richtet sich zumindest auch auf das gegenwärtige Japan, wobei ein Überschreiten der Grenzen sowohl zur traditionellen Japanologie wie auch zu den Sozialwissenschaften selbstverständlich ist und oft gar nicht mehr als solches gesehen wird. Ohne diese externen Faktoren wäre das Ergebnis vermutlich bescheidener ausgefallen, doch sollte man die Selbstbescheidung nicht übertreiben. Die Vereinigung hat mit ihrer für den Nachwuchs offenen Struk-

tur und den Jahrestagungen ein dynamisches und attraktives Forum geschaffen. Gerade die Jahrestagungen mit ihrer heiklen Balance zwischen thematischer Haupttagung, Fachgruppen als Diskussionsforen und nahezu autonomen, organisch gewachsenen Workshops trägt viel zur Lebendigkeit des Fachs bei.

Einigkeit bestand aber auch darin, daß es mit dem solcherart Erreichten nicht sein Bewenden haben dürfe, vielmehr sei jetzt erforderlich, besonders folgende Bereiche forcieren: Vorstoß in die allgemeinen Sozialwissenschaften; Kooperation mit der japanischen Forschung; mehr Öffentlichkeitswirksamkeit. Die stärkere Kooperation mit der japanischen Forschung tauchte zwar als Desiderat immer wieder auf, doch die beiden anderen Bereiche erwiesen sich als Dauerbrenner der Tagung.

(2) Gleich im ersten unterhaltsam-treffsicher diagnostizierenden Vortrag konstatierte Sepp Linhart das Fehlen einer Wirkung der japanologischen Forschung auf die allgemeine Sozialforschung. Eine Integration der Japanwissenschaften in den fachwissenschaftlichen Diskurs sei nicht erfolgt, konstatierte Foljanty-Jost. Ilse Lenz analysierte das Problem von der sozialwissenschaftlichen Seite. Sie vermutete, daß sich SozialwissenschaftlerInnen aus inhaltlichem oder persönlichem Interesse mit Japan beschäftigten, und daß dies entweder eine Phase im wissenschaftlichen Leben bleiben könne oder daß Japan immer wieder aufgegriffen würde. Eine dauerhafte Beschäftigung mit Japan sei eher die Folge biographischer Kontingenzen. Jedenfalls stellt es ein persönliches Engagement der ForscherInnen dar, denn eine Institutionalisierung der Japanforschung steht noch aus. "Japan" als solches ist auch kein wissenschaftliches Thema, vielmehr bedarf es weiterer Begründungen, beispielsweise den in den Sozialwissenschaften immer impliziten oder expliziten Komparatismus. Derzeit sei aber noch kein Ende der Exotik in den Sozialwissenschaften abzusehen: Eine Arbeit über japanische Betriebe weise einen Wissenschaftler immer noch als Japanspezialisten aus und nicht als Spezialisten für internationale Arbeitsbeziehungen. Es erstaunt nicht zu hören, daß in einer sozialwissenschaftlichen Rezensionszeitschrift in den letzten fünf Jahren 275 Rezensionen zu internationalen Themen erschienen sind, wovon nicht eine einzige Japan behandelte. Ein echter Austausch mit der sozialwissenschaftlichen

Japanforschung könnte den Fachwissenschaften bei der Überwindung nationaler Paradigmata und der Enttotalisierung des Kulturbegriffs dienlich sein und so von der bilateralen Interdisziplinarität zu einem "magischen Viereck" führen. "Die Sozialwissenschaften wuchsen im Koffer des Nationalstaates, jetzt ist es Zeit, sie daraus herauszuholen", zitierte sie Ulrich Beck – die sozialwissenschaftliche Japanforschung könnte herangezogen werden, um dabei behilflich zu sein.

Auch über die Gründe für die mangelnde Attraktivität der sozialwissenschaftlichen Japanforschung für die Fachdisziplinen machte man sich Gedanken. Foljanty-Jost kritisierte, daß man uns zuwenig auf Fachkongressen fände und daß es zuwenig Kooperationen gäbe. Andererseits, so fuhr sie fort, sei die mangelnde Integration in die Sozialwissenschaften auch ein Dilemma der Methodendisziplinen, die als große Disziplinen die peripheren Japanwissenschaften mit ihrem immer noch virulenten Orchideen-Image nicht brauchten. Vielleicht könnte man einen Grund auch in dem von Linhart konstatierten Mangel an Jahrestagungen mit praktisch-methodischen Themen oder theoretischer Reflexion und der Beschränkung auf traditionelle Sachthemen, wobei Stadtforschung, Religionswissenschaft und Anthropologie unterbeleuchtet bleiben, suchen. Die geringe deutsche Mitgliedschaft in JAWS (Japan Anthropology Workshop, salopp ausgedrückt dem europäisch-globalen Gegenstück zur VSJF), auf die er ebenfalls verweist, könnte in diesem Zusammenhang als weiteres Defizit aufgefaßt werden. Auch Beiratsmitglied Patrick Köllner (Institut für Asienkunde) rügte die Selbstgenügsamkeit der Japanforscher, die sich tendenziell im selbstreferentiellen System bewegten: Die internationale Präsenz, z.B. in Form von englischsprachigen Publikationen, sei ausbaubar. Er forderte eine Ausweitung der komparativ angelegten Forschung, da die derzeitige Spezialisierung die Diskussionen zwischen den Disziplinen nicht gerade erleichtere. Ulrich Teichler sah die Problematik ähnlich: Es sei wenig einladend, wenn JapanwissenschaftlerInnen sagten, man müßte sich ungeheuer intensiv, am besten lebenslang, mit Japan beschäftigen, um nicht Dilettant zu bleiben. Sozialwissenschaftler wollten, wenn sie den großen Bogen über ein Problem spannen, sich nicht mit den Japanwissenschaftlern einlassen, die immer kleiner

und kleiner malen und Einwände im Detail bringen. Die Vereinigung habe jetzt, nachdem sie sich konsolidiert hat, eine Bringschuld zu erfüllen.

(3) Ein Schattendasein führt die Vereinigung auch in der allgemeinen Öffentlichkeit. Das Kerndilemma der Unsichtbarkeit, das schon im Verhältnis zu den Fachdisziplinen beklagt wurde, stellt sich auch hier: Man findet uns nicht im deutschen Japanbild; die personellen Kapazitäten und Forschungsergebnisse werden noch nicht genutzt (Foljanty-Jost). Ein Diskussions Teilnehmer führte das Beispiel des deutschen Bundesjustizministeriums an, das eine breit angelegte Studie über die Forderung von Homosexuellen nach Anerkennung von homosexuellen Ehen durchführen wollte. Er habe bei einem befreundeten Japanologen angefragt, sei aber abgewimmelt worden: Als Resultat sei Japan in der Studie jetzt nicht enthalten. Dieser Fall ist meines Erachtens symptomatisch für das derzeitige Verhältnis zwischen der sozialwissenschaftlichen Japanforschung und einer wie immer gearteten Öffentlichkeit. Es ist vage bekannt, daß es WissenschaftlerInnen gibt, die sich mit Fragen des modernen Japan beschäftigen, und wenn sich eine Notwendigkeit ergibt, spricht man nach dem Zufallsprinzip die Person oder Einrichtung an, die am einfachsten zu erreichen ist. Wenn, was wahrscheinlich ist, diese sich nicht kompetent fühlt und auch nicht willens ist (oder schlicht keine Zeit hat), sich auf die Suche nach geeigneten JapanwissenschaftlerInnen zu machen, verläuft das Experiment im Sande, noch bevor es begonnen hat. Der Kontakt zu Institutionen wie zu den Medien sei beliebig und zufällig, betonte Foljanty-Jost in der Diskussion und forderte folgerichtig, daß die Vereinigung über eine entsprechende Dokumentation, z.B. ein Verzeichnis aller Dissertationen, verfügen und zum Sprachrohr werden müsse. Die Diagnose der unzureichenden Öffentlichkeitsarbeit stimmt zweifellos, doch gilt es aufzupassen, so finde ich, daß die sozialwissenschaftliche Japanforschung nicht zum Zuarbeiter für Medien und Institutionen degradiert wird. Niemand denkt wohl ernsthaft, daß WissenschaftlerInnen sozusagen auf Abruf der Öffentlichkeit mit ihrem Expertenwissen zur Verfügung stehen sollten. Es muß vielmehr deutlich werden, daß auch Japanexpertisen (und JapanexpertInnen) ihren Preis haben. Die Japanforschung mag vielleicht ein Supermarkt

sein, aber ein Selbstbedienungsladen ohne Kasse kann sicher nicht ihr Ziel sein.

Diese Bemerkungen sind aus der leidvollen Erfahrung der Selbstverständlichkeit zu verstehen, mit welcher Auskünfte aller Art von uns verlangt werden und des Befremdens, mit welchem zur Kenntnis genommen wird, daß wir uns nicht als caritatives Dienstleistungsunternehmen verstehen. Von der Universität wird erwartet und immer nachdrücklicher eingefordert, daß sie nach Marktmechanismen operieren soll. Wenn Marktprodukte gefordert werden, dann muß der Markt in Kauf nehmen, daß sie ihren Preis haben, sei es in Form von Anstellungen für JapanwissenschaftlerInnen, sei es in Form für Bezahlung für Mitarbeit.

Volker Klein (Beiratsmitglied, Japanisch-Deutsches Zentrum Berlin) berichtete über die großen Erwartungen, die die Diplomatie seinerzeit in die japanbezogene Forschung gesetzt hatte und über die Ernüchterung, als weder Politik noch Wirtschaft noch Japanforschung diese Erwartungen erfüllten. In Richtung Japanforschung meinte er, daß zwar das gegenwärtige Japan untersucht würde, allerdings die Themen marginal seien und nicht solche, die interessieren und Einblicke geben. Ausnahmen seien Arbeiten über Bildung oder Wertewandelstudien, die Schlüssel zum Verständnis Japans geben. Bei dieser Äußerung regt sich ein wenig der Verdacht, daß zwischen Erwartungen von außen und wissenschaftlichem Selbstverständnis eine tiefe Kluft liegen könnte: Einen "Schlüssel zum Verständnis" einer Kultur anzubieten ist sicherlich kein Unterfangen, das sich ein ernsthafter Wissenschaftler zutraut. Umgekehrt sind wir wohl alle der Meinung, daß wir mit unseren Arbeiten zum besseren Verständnis der japanischen Kultur beitragen und daß eine Lektüre quasi quer durch den Krautgarten den besten Einblick in die Vielfalt der japanischen Kultur und der Menschen in Japan verschafft. Daß es "das" Japanverständnis nicht geben kann, weder unter JapanwissenschaftlerInnen noch unter JapanerInnen selbst, darf als selbstverständlich vorausgesetzt werden.

Die nächsten zehn Jahre werden sich also als Prüfstein für die sozialwissenschaftliche Japanforschung wie auch für die Sozialwissenschaften allgemein und für die Öffentlichkeit erweisen: Wird es gelingen, Japan zu entexotisieren und ein Bewußtsein für die Notwendigkeit eines Grundwissens auf breiter Ba-

---

---

sis zu wecken?

Die Jubiläumstagung räumte diesmal den Arbeits- und Fachgruppen besonders breiten Raum ein. Ich wählte die Fachgruppe "Kultur", in der auch die für mich interessanteste Diskussion stattfand. Annette Schad-Seifert und Steffi Richter stellten Überlegungen an, wie der erweiterte Kulturbegriff der *Critical Theory* für Lehre und Forschung in der Japanologie nutzbar gemacht werden könnte. In der anschließenden Diskussion stellte Birgit Griesecke die Frage, welchen Neuwert denn dieser Kulturbegriff gegenüber jenem in Ethnologie und Anthropologie habe. Es scheint mir, daß hier ein zentrales theoretisches und methodisches Problem des Faches angeschnitten wurde, zudem eines, das eine Verbindung zu den Sozialwissenschaften herstellt. In der Fachgruppendifkussion blieb es aber im wesentlichen bei einer Verteidigung der jeweiligen Positionen, gemischt mit einigen Verständnisschwierigkeiten. Unwillkürlich drängte sich mir die Vorstellung auf, welche Möglichkeiten wohl ein Tagungsort wie Loccum mit sich gebracht hätte, wo sich diese Kontro-

verse fruchtbar fortspinnen hätte lassen. Es ist immer unsinnig, sich in die Zeit der Gründungsphase zurückzuvünschen, doch ein wenig Nostalgie muß ihren Platz haben. Manchmal tut es gut, sich zu erinnern, gerade auch an die scheinbaren Nebensächlichkeiten. Gemeinsam unter einem Dach untergebracht zu sein, ist der Förderung der Kommunikation dienlich, am wirkungsvollsten unter den Leuten, die in der "offiziellen" Diskussion antagonistische Positionen beziehen, Positionen, die dort möglichst ohne Gesichtsverlust verteidigt werden müssen. In einem informellen Gespräch, das sich zwischen Tür und Angel ergibt, lassen sich ganz andere Ideen entwickeln.

Fazit: Wir haben viel erreicht seit diesen ungewissen Anfangszeiten und sind nicht mehr das kleine Grüppchen, das auszog, die Japanologie und Japanforschung im deutschsprachigen Raum zu verändern. Jetzt müssen wir weiterziehen, um das Japanverständnis in anderen wissenschaftlichen Disziplinen und in der Öffentlichkeit zu verändern.